

# Edith Bruck

## Das barfüßige Mädchen



aufbau

*Die Erinnerungen  
einer Überlebenden –  
eine Liebeserklärung  
an das Leben*

»Halte noch ein bisschen durch, bitte, es wird schon dunkel, dann finden wir eine Lösung.«

Ich ächzte wie der Schnee unter unseren Holzpantinen.

»Judit, es reicht!«

»Gib mir vier, und vier wirfst du weg, wenn die Wachen sich eine Zigarette anzünden, hast du verstanden?«

»Ja, ja, ja«, wollte ich schreien, aber ich konnte nicht, und ebenso wenig konnte ich warten. Doch nicht die Wachen bekamen mit, was ich tat, sondern unsere Gefährtinnen, und trotz Judits Flehen, es ihrer kleinen, allzu schwachen Schwester nicht gleichzutun, warfen alle ein paar Jacken in den Schnee, der hellblau davon wurde.

»Halt!«, schrie eine der Wachen, die über die Jackenhaufen gestolpert war.

Sofort blieben wir angststarr stehen.

»Wer hat damit angefangen?« Er wiederholte die Frage mehrmals in immer aggressiverem Ton. Die Gefährtinnen schielten zu mir herüber, doch unsere Totenstille hielt, bis der Soldat die Pistole zog, sie auf uns richtete und sagte, er würde jede zweite erschießen. Ehe man überschlagen konnte, wen es träfe und wen nicht, machte ich einen winzigen Schritt nach vorn. Sofort stürzte er sich auf mich und hieb mir die Waffe in den Nacken, und blutend brach ich im Schnee zusammen. Mit geballter Kraft ging Judit auf den Soldaten los, der völlig überrumpelt ausrutschte und hinschlug, dann stürzte sie zu mir, schloss mich in die Arme und drängte mich, gemeinsam zu beten: »Schema Israel, Adonai Elohenu, Adonai Echad.«<sup>2</sup>

Statt zu schießen, hob die Wache zu sprechen an: »Wenn ein beschissenes Nichts, eine dreckige Jüdin, den Mumm hat, einen Deutschen anzugreifen, verdient sie es zu überleben! Gott verfluche euch!« Er streckte die Hand aus, um mich hochzuziehen. Das hundertste Wunder! Judit wischte mir das Blut mit Schnee ab. Wir sammelten sämtliche Jacken auf und erreichten mit unsagbarer Mühe den Bahnhof.

Die blutjungen Soldaten starrten uns an, als wären wir Gespenster. Auf dem Rückweg half mir die Wache, die Judits Mut gewürdigt hatte, jedes Mal auf, wenn ich meinen von wässrigem, unerbittlichem Durchfall gepeinigten Darm entleeren musste und dabei nur an das Brot und die doppelte Ration Suppe denken konnte.

Zurück im Lager, war der Mann verschwunden. Die Suppe war nicht doppelt, und Brot gab es nicht.

# Neues Leben

Zwischen Sterbensqualen, Toten, Kälte und Hunger überlebten wir bis zum letzten Appell am fünfzehnten April, aber von Sonnenaufgang bis neun Uhr kam niemand, um uns zu zählen. Die Kapo, die uns mit Stockschlägen in die Reihe gestellt hatte, weil sich einige von uns nicht mehr auf den Beinen halten konnten, war verschwunden.

Diese totale Aufgabe - war dies der Tod?

Judit, die Heldin, hatte eine verrückte Idee: »Ich gehe raus, in die Küche der Deutschen«, raunte sie mir zu, und ehe ich versuchen konnte, sie davon abzuhalten, war sie bereits losgerannt, kehrte ebenso schnell mit einer Rübe zurück und rief: »Es ist keiner mehr da! Nicht einmal ein Deutscher! Die Deutschen sind weg!«

Die Mädchen glotzten sie an, als hätte sie den Verstand verloren. Nur wenige Minuten später sahen wir einen Jeep mit Soldaten auftauchen und nahmen angstvoll Habachtstellung ein.

Die Soldaten trugen eine andere Uniform, aber uns machten alle Uniformen Angst. Einer von ihnen näherte sich uns vorsichtig, im Gesicht eine Mischung aus Verblüffung, Unglaube, Ekel und Mitleid, sagte irgendetwas und deutete mit ausholenden Gesten auf unsere Lumpen: »Away, away!« Auch ein Lastwagen kam, und ein weiterer Soldat hastete auf uns zu, die Augen feucht von unterdrückten Tränen. Er zeigte auf sich selbst und rief: »American jewish, jew, hebrew american. You are free! Liberation! Free, free, free!«

Meine Mutter hätte gesagt, es war der Messias. Und wir, außer uns vor Freude, jubelten in Tränen aufgelöst und mit dem wenigen Atem, der uns noch geblieben war. Als man uns anwies, uns auszuziehen und unsere Lumpen nackt und zitternd ins brennende Lagerfeuer zu werfen, trieb mir die Scham, anders als vor den Deutschen, das wenige Blut in die Wangen, das mich noch am Leben hielt. Nur Haut und Knochen, weiß wie Gespenster von dem DDT, das in jede

Körperritze drang, steckte man jede von uns in ein geblühtes rosa Baumwollkleid, und schon ging es auf dem Laster ins Militärkrankenhaus von Bergen-Belsen.

Die Kur begann; wir bekamen ein Minimum zu essen, das nach und nach gesteigert wurde: mit jedem Mal ein bisschen mehr.

Am dritten Mai, meinem vierzehnten Geburtstag, schaute ich aus dem Fenster, und ein amerikanischer Soldat hielt eine Tüte hoch und rief mir zu: »Ok? Sugar, sugar. Sweet, you sweet.« »Ok«, wiederholte ich, weil ich ahnte, was er meinte: »In Ordnung?«

Judit und ich wagten noch nicht, von der Zukunft zu sprechen, obwohl wir voll davon waren. Zukunft war ein Tabu geworden.

Die deutsche Sprache nicht mehr zu hören außer im Traum, war, neben den Medikamenten, die eigentliche Kur. Die Ärzte und Pfleger behandelten uns wie Säuglinge, und im Laufe zweier Monate wuchsen wir und brabbelten und konnten stehen und traten in die späte Junisonne hinaus. In einem Ausweispapier gab man uns unsere Namen, unser Geburtsdatum, unsere Herkunft, die Deportiertennummer und die Orte unserer Gefangenschaft zurück, und wir fühlten uns neugeboren, frei und versprengt in der Welt der Lebenden. Auch meine erste Peinigerin war noch am Leben, wir liefen ihr zufällig über den Weg, und ehe ich den Mund aufmachen konnte, gab sie mir einen so heftigen Kuss, dass ich Nasenbluten bekam. Während Judit noch versuchte, die Blutung zu stillen, war das Aas schon verschwunden.

Sollte ich sie anzeigen oder nicht?, überlegte ich mit Judit, und das »Nein« siegte. Sie bestraft zu wissen hätte uns wehgetan. Wir überließen das Urteil dem Himmel, wie Mama gesagt hätte.

Mama ... Wo war Mama? Und Papa, David, Jonas, Sara und Mirjam? Wir wagten nicht, uns das zu fragen, doch heimlich hofften wir, sie wiederzufinden. Aber wann und wo?

Mit unseren Ausweisdokumenten wurden wir von Bergen-Belsen in ein kleines Örtchen namens Celle verlegt.

Ein trauriger, hochgewachsener, schlaksiger Mann registrierte uns abermals mit Namen, Herkunftsort, den Namen der Lager und unserer Häftlingsnummer und übergab uns einen Ausweis, den ich heute noch besitze.

In großen, nach Männern und Frauen getrennten Schlafsälen untergebracht, begann das Warten auf die Heimkehr.

Nach zwei Monaten im Krankenhaus wurden unsere Körper allmählich ansehnlicher, das Haar voller, und die mehr oder weniger gleichaltrigen Jungen fingen an, uns den Hof zu machen. Judit und ich befreundeten uns mit zwei Brüdern aus Siebenbürgen; Áron, achtzehn, und Miki vierzehn. Statt von unserer Vergangenheit oder unserer Zukunft zu reden, als wäre die Zeit stehengeblieben, träumte Áron. Er plante, gemeinsam mit Miki ein Huhn im Nachbardorf zu klauen. Miki weckte meine Liebe zur Oper, und wir sangen Stücke aus *Tosca* und der *Traviata*. Ich beschwor Alfredos Liebe, er süße Küsse und sehnsüchtiges Kosen. Derweil waren Judit und Áron auf Hühnerjagd gegangen und mit einer Henne zurückgekehrt, die niemand umbringen, aber jeder essen wollte. Wir losten, und die undankbare Aufgabe fiel einem Jungen aus Budapest zu, die er fern unserer Blicke erfüllte. Hastig und voller Hochgefühl rupften und säuberten wir den Vogel, schürten die Glut. Im Kreis hockten wir uns um das Feuer und genossen mit vom Qualm tränenden Augen, wie die zehn winzigen Stücke langsam garten. Sie waren fast fertig, als plötzlich ein englischer Soldat auftauchte, unseren Schatz boshaft in Augenschein nahm, alles mit Tritten zerstörte und sagte, man dürfe nicht stehlen. Die Bewohner seien sehr wütend, wenn wir das noch einmal täten, würden sie uns fortjagen.

Ich, die unfähig bin zu hassen, und dieses vor allem selbstzerstörerische Gefühl bis dahin nie empfunden hatte, hasste